

Petrivision „HeimatSUCHE“**5. Oktober 2019**

„Werdet Vorübergehende“. Das hatte jemand an die Wand geschrieben. Es war in dem hohen Gebäude auf dem Hamburger Campus, welches sie merkwürdigerweise *Philosophenturm* nannten, obwohl dessen Architektur so gar nichts von Tiefsinn und Welterkenntnis spüren ließ. Es sei denn, man wollte den Fallwinden, die einen erfassten, bevor man durch die Glastüren schritt, eine Anmutung von Erhabenheit zumessen. „Werdet Vorübergehende“. Ich meine mich zu erinnern, es war im Gang zu den Toiletten. Grobe Pinselstriche, ohne jeden künstlerischen Anspruch. Zum Ende hin verblassten die Buchstaben; dem Beschmutzer öffentlichen Eigentums war wohl die Farbe ausgegangen. „Werdet Vorübergehende“. Von wem mochte das Zitat wohl stammen? Von Walter Benjamin, mutmaßte ich, von Fernando Pessoa? Von Botho Strauß oder von Sylvia Plath? Erst Jahre später, in einem Seminar über die Gnosis und verborgene frühchristliche Schriften, sollte ich erfahren, dass diese Aufforderung zur metaphysischen Evaneszenz auf den Sohn Gottes höchstpersönlich zurückgehen soll.

Es ist offiziell natürlich kein authentisches Jesuswort. So wie auch die meisten Weisungen, Gleichnisse und Apophthegmata, die ihm in den kanonischen Evangelien zugeschrieben werden, in dieser Form dem Nazarener niemals über die Lippen gegangen sein dürften. Die Forschung lässt ein Votum wie dieses bestenfalls als Zitat dritter Ordnung durchgehen, zumal es einer späten Schrift entstammt, welche die Kirche als nicht-authentisch und somit quasi-häretisch aus dem Bestand der Glaubensgrundlagen ausgeschieden hat. Das Thomas-Evangelium, in welchem sich das besagte Logion findet, kann schließlich frühestens auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts datiert werden. Unter uns: So viel älter ist das Johannes-Evangelium auch nicht. Nichtsdestoweniger werden die Neutestamentler bis heute nicht müde, die trennenden Unterschiede dieses Apokryphons zu den verbindlichen Texten zu betonen. Ich allerdings bin

überzeugt, dieses „werdet Vorübergehende“ kommt der eigentlichen Botschaft des Neuen Testaments sehr, sehr nah.

Suchen und Finden. Die weihnachtliche Erzählung von der Menschwerdung Gottes will uns glauben machen, Gott habe – trotz aller Sünde der Welt – in seiner unfasslichen Liebe die Nähe zu uns gesucht. In der Ankunft seines Erlösers sei er in der Welt heimisch geworden, um unter uns zu bleiben und zu wohnen. Auf dass diese Welt auch für uns zur Heimat werde. Ja, und dann habe er sterben müssen, durch unsere Schuld. Aber im Trost des Heiligen Geistes bleibe er uns dennoch erhalten. Und aufgrund einiger spekulativer Zaubertricks in der Trinitätslehre ist – so glaubt es die kirchliche Lehre – in jedem Geistes-Augenblick Christus leibhaftig unter uns vorhanden. Theologisch gesehen hat also jemand, der behauptet, er sei Jesus persönlich begegnet und rede jeden Tag mit ihm, nicht etwa eine nach diagnostischen Kriterien ermittelbare dissoziative Störung. Nein, er hat sozusagen schlichtweg Recht. Ob in diesem Fall nun die Psychiater oder die Priester irren, will ich dezent *Ihrem* persönlichen Urteil überlassen.

Deutlich entschiedener bin ich hingegen bei meiner Einschätzung, dass die biblische Botschaft *viel mehr* auf das Vorübergehen und Verschwinden als auf das Bleiben Gottes in einer weltlichen Heimat zielt, worauf sich die kirchliche Verkündigung so gern einrichtet. „Keine bleibende Stadt“ haben wir hier, sagt der Hebräerbrief. Jesusworte künden davon, dass der Menschensohn keinen Platz zum Wohnen habe, und überhaupt geht es im Neuen Testament viel öfter um Abschied als ums Heimisch-Werden. Der folgenreiche Tod Gottes am Kreuz: geradezu hektisch wird er durch eine überstürzte Auferstehungsbotschaft übertüncht. Vorübergehen im Sinne des Thomas-Evangeliums scheint nicht gestattet. Erzählen Sie mal den Eltern eines krebskranken Kindes von der Anwesenheit Gottes in der Welt, oder den trauernden Angehörigen nach einem Unglück oder einer Naturkatastrophe. Und immer pünktlich zum Herbstbeginn

beklagt die Kirche den Niedergang der Trauerkultur, die anonyme Bestattung als Todsünde schlechthin. Verschwinden verboten.

Wenn wir die Weltgeschichte betrachten, dann *kommen* Religionen, verbleiben eine Weile und *gehen* wieder, sobald sie nicht mehr überzeugen. Schlimm sind in ihrer Abschiedsphase nur die *Supernova-Effekte*, worin die Religionen sich, sterbenden Sonnen gleich, noch einmal aufblähen und mit feuriger Gewalt alles um sich herum zu vernichten suchen.

Im Westwerk der Marienkirche hängen Pastorentafeln. Auf der letzten davon findet sich unter vielen anderen: mein Name, in Stein gemeißelt. Wenn ich davor stehe, denke ich manchmal: Na gut, du hast hier einiges bewegt und geleistet. Dann aber: Hat dieser Zeithauch von den dreizehn Jahren meines Dienstes irgendetwas zu bedeuten angesichts der ganzen Geschichte, und erst angesichts des uns umgebenden großen Nichts, das wir *Ewigkeit* zu nennen pflegen? Wir haben nichts, wir wohnen nirgends, und wir können nicht bleiben. Und selbst die Augenblicke des Glücks, die wir so gern halten möchten, sie verglühen, zusammen mit dem Datenmüll von Millionen *Selfies*, in einem weißen Rauschen.

„Werdet Vorübergehende“. Für mich – aller Exegese zum Trotz – das einzig authentische Christuswort. Ein Ruf zur Nachfolge, ein Imperativ, es Gott gleich zu tun: Erscheinen, Suchen, vielleicht *vorübergehend* finden. Und dann diskret verschwinden.